

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 11

Artikel: Stets fest und treu
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So weiß Stefansson nicht viel von Hunger und Entbehrung, von ausgestandener Lebensgefahr, von schrecklicher Kälte zu berichten, woran man durch die Reifewerke über die Arktis gewöhnt ist. Sie ist ja auch so manchem kühnen Forscher zum Verhängnis geworden. Er kann fast immer von ungefährlichen Wanderungen erzählen, weil er es verstand, sich den dort herrschenden Verhältnissen anzupassen, mit denen er wie keiner seiner Vorgänger vertraut war. So ist er von seinen langen Fahrten ebenso gesund wiedergekommen, als er sie angetreten hat, trotzdem ihm Sachkundige den sicheren Untergang vorausgesagt und Begleiter, die seinen wohlverstandenen Anordnungen nicht nachlebten, größte Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatten. Seine Leistungen sind ein neuer Beweis dafür, daß es doch etwa notwendig und gut ist, sich von eingelebten und eingefleischten Anschauungen frei zu machen, und daß Polar-

fahrten mit verhältnismäßig geringem Kostenaufwand möglich sind. Wie kommt Stefansson zum Titel seines Werkes? Er ist überzeugt, daß bei sachverständigem Eingreifen sich in diesen kalten Erdstrichen eine wichtige Quelle an Fleisch, Fett, Wolle, Pelzwerk und Kohlen erschließen, daß namentlich auch das Polarrend berufen sein dürfte, ein Haustier zu werden, das in mancher Beziehung das Hausrind zu übertreffen im Stande sein dürfte und Gebiete bewohnbar machte, in denen dieses nicht mehr genügende Bedingungen des Daseins findet.

Die neuesten Polarforschungen mit Hilfe von Flugzeugen stützen sich bekanntlich nun auch auf die Erfahrungen von Stefansson und haben auf ihrem Programm, im Notfall „aus dem Lande zu leben“.

(Die Bilder stammen aus dem angeführten, im Verlage von F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienenen Werke.)

's chunnt es Wätter!

's chunnt schwarz vo-n-unde-n-ufe,
Tuf flügid d' Schwalbe, lue —
Se, slingg jekt fertig g'rächet,
Uf glade, heimezue!

Herrgott, wie wird das dunkel!
Nu nid so schön verteilt —
Nu use mit dem Heu do,
De Bindbaum abeg'seilt!

Hü, Vist und hü, Bruune —
Vorwärts. jekt machid Bei
Und leggid i i d' Strange,
So chömmmer troche hei!

Hüß-holt! Queg, wie der Wind det
De Staub dur d' Dorffstroß weilt —
Hüß-holt! Queg, wie-n-er d' Blätter
Im Wirbeltanz vertreit!

Hui!! — 's bländet eim fast d' Auge —
Händ ir de Blißtrahl gseh?
Jesses, und wie's druf donn'ret —
Es chönnt eim 's Ghör fast neh!

Hü, Bruune — vorwärts, Vist!
Gottlob, mer wärid do —
Grad hät's no möge g'lange —
Jekt cha's mintwäge cho!

Arthur Zimmermann.

Stets fest und treu.

Es ist etwas Schönes um eine völlige Übereinstimmung der Eheleute in den großen Fragen des Lebens. Daß in Kleinigkeiten Abweichungen in den Ansichten zutage treten, selbst in der harmonischsten Ehe, ist nicht verwunderlich, denn dazu sind im allgemeinen die Menschen zu verschieden geartet. Bei vernünftigen Leuten können Meinungsverschiedenheiten auch gar keinen Unfrieden heraufbeschwören, da sie stets Vernunftgründen zugänglich sein werden und einsichtig genug sind, um in ruhiger, sachlicher Weise Gründe und Gegenstände anzuhören und vorzubringen.

Bei schwerwiegenden, das innere Leben schon weit mehr berührenden Verschiedenheiten des Denkens und Fühlens ist die Gefahr schon größer, daß Mißflänge die Harmonie zwischen zwei Eheleuten zu trüben vermöchten. Daß solche Grundverschiedenheiten von Anbeginn an vorhanden sein können, kommt nun nicht gerade selten vor, und daß es von beiden Seiten der größten Klugheit und Vorsicht bedarf, um zu verhüten, daß aus diesem Auseinandergehen der Meinungen eine tiefergreifende Entfremdung heraufbeschworen wird, liegt auf der Hand.

Wie häufig namentlich finden wir es, daß in religiösen Dingen Mann und Frau gänzlich uneins sind. Stets hat es etwas tief Schmerzliches für den anderen Teil, zu wissen, daß es in Dingen des Glaubens keine Gemeinsamkeit gibt für beide. Doch nicht genug hiermit, wie oft kommt es vor, daß namentlich die Männer, sich als der stärkere Teil fühlend, ihre Überlegenheit der Gattin gegenüber dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen, um an den religiösen Grundsätzen ihrer Frau zu rütteln und sie zu der eigenen Haltlosigkeit in Glaubensdingen herumzureden. Es ist traurig, wenn ein Mann dies über sich gewinnt und der Frau etwas zu rauben versucht, wofür er ihr nie und nimmer einen Ersatz zu bieten vermag! Ist denn schon hierzu jemals ein Mensch imstande gewesen, mit all den verschiedenen tiefgründigen philosophischen Systemen der Grübler und Forscher der Vergangenheit und Jetztzeit? Nicht weniger traurig aber ist es, wenn eine Frau so wenig Halt in sich selbst hat, daß sie sich wie ein schwankes Rohr dahin neigt, wohin sie eine andere Meinung zu treiben versucht!

In der Ehe übernimmt die Frau die Verpflichtung, in jeder Weise veredelnd und verfeinernd auf den Gefährten ihrer Ehe zu wirken, ihn zu sich emporzuziehen, sei es auf sittlichem oder religiösem Gebiet. Dankbar wird es der Mann anerkennen, wenn sein Weib in diesen beiden Hauptmomenten des menschlichen Lebens über ihm steht. Wenn sich der Mann auch nur ungern dem Regiment einer Frau unterordnet, das Übergewicht an Reinheit und Herzensgüte, an echt christlichem Lebenswandel, erkennt auch der willkürlich herrschende Ehemann unumwunden an, ja, desto unbegrenzter wird seine Achtung vor ihr sein. Dieses Emporziehen ist weit entfernt von einem herrschsüchtigen Verfechten der eigenen Meinungen. Auf laute, ungeberdige Art lassen sich solche Siege nicht verfechten. Da heißt es: „Dulde, gedulde Dich fein!“ und warte ruhig ab, ob das winzige Saatkörnchen, das Du ab und zu in deines Mannes Seele säest, wohl Wurzel schlagen mag. —

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an. —

Conrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen zum Zürichsee.

Von Pfr. Oskar Frei, Meilen.

(Schluß.)

Aber Jahre harter Arbeit vergingen, bis Senatsch klar vor dem Geiste des Dichters stand. Mit seinem Einzug im „Seehof“ fühlte er sich „gesund und mutig“, den Senatsch zu beginnen. Im Frühling 1873 hofft er, ihn schon bis zum Herbst zu vollenden. Aber noch im Februar 1874 klagt er, daß Krankheit seine Arbeit unterbreche und ihn seine Einsamkeit doppelt fühlen lasse. Mitte April steht er wieder „im strengen Dienst der Musen“. „Der Senatsch wird ein wunderbares Ding.“ Frühling und Frühsommer findet den Dichter jeden schönen Tag unter den Kastanien an der Arbeit. Endlich kann die Handschrift an die Zeitschrift „Die Literatur“ abgehen, die den Roman in der zweiten Jahreshälfte abdruckt. Erst jetzt bricht der Dichter mit der Schwester ins Bündner Oberland auf, nach Chiamut, das großen Anteil hatte am Werden des Buches, das der Dichter ja eine Bündnergeschichte nannte. Allein Meyer war weit davon entfernt, „das schnell geschriebene Buch als makellos zu betrachten“. Unablässig bildete und feilte er daran. Als „Zürg Se-

natsch“ 1876 in Buchform erschien, fand es auch am See Beachtung. Pfarrer Jakob Wiszmann widmete ihm im „Wochenblatt des Bezirkes Meilen“ eine längere Besprechung: „Es wäre doch eine bedenkliche Erscheinung, wenn die Namen unserer ersten Dichter und Schriftsteller weit in Deutschlands Gauen herum wohlbekannt und hochgeschätzt wären, bevor das Vaterland sie aus dem Dunkel der Verborgenheit ans Tageslicht ziehen würde.“ Das Buch gewann rasch große Volkstümlichkeit, wurde viel gelesen, aber wenig gekauft: „Es scheint, Zehn reiten auf einem Roß“, schrieb Meyer an Haeffel. „Das geht mir nahe, da ich auf meine Zürcher ganz sicher rechnete.“ Es ist natürlich, daß unser See nur ganz nebenhin in den „Zürg Senatsch“ hineinleuchtet, zuerst in jener lieblichen Szene, da die junge, feine Lucretia Planta mit ihrem Vater nach Rapperswil kommt, den schönen blauen See sieht und, als sie hört, daß am andern Ende die Stadt Zürich sei, stracks sich auf den Weg macht, unterwegs von zwei Schiffen aufgenommen wird und so nach